

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich
Schriftleiter: Dr. Franz Pfeffer

Jahrgang 17 Heft 1/2

Jänner-Juni 1963

Inhalt

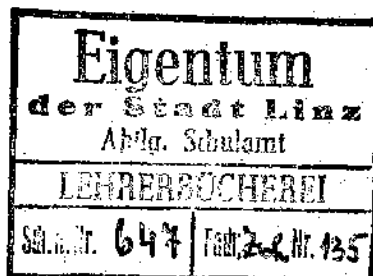
	Seite
Peter Wallner / Georg Dox: Franzosen und Russen im Herbst 1805 in Oberösterreich. Historische Studien zum zweiten Teil von Leo N. Tolstoj's Roman „Krieg und Frieden“	3
Ursula Giese: Oberösterreichische Wasservögel für die Menagerie in Schönbrunn. Aus einer „Tierkaufkorrespondenz“ des 18. Jahrhunderts	17
Friedrich Morton: Die Ledergürtel des Hallstätter Museums	29
Hubert Hauttmann / Friedrich Morton: Metallographische Untersuchungen von Hallstätter Funden	33
Josef Andessner: 50 Jahre Postautobusverkehr im Innviertel	41
Richard Kutschera: Zwei Brüder — so sehr verschieden	49
Rudolf Zinnhöbner: Aufriss einer Geschichte des geistlichen Schauspiels in Wels	54
Herbert Jandaurek: Die „Dorf“-namen des Traunviertels	61

Schrifttum

Eduard Beninger: Die Paura an der Traun (Dr. Josef Reitinger)	74
Anton Mitmannsgruber / Friedrich Hausmann: Liebenau (Dr. Franz Pfeffer)	78
Zur Geschichte der oberösterreichischen Exulanten (J. Obernburger †)	83
Neuerscheinungen zur oberösterreichischen Verkehrsgeschichte (Dritter Band der Schifffahrtsgeschichte von Ernst Neweklowsky; Franz Aschauer: Oberösterreichische Eisenbahngeschichte)	84
Kurt Vancsa: Bibliotheca felix. Ein Dankeswort der Bundesstaatlichen Studienbibliothek Linz an den achtzigjährigen Max Mell	I

Beilage

Josef Lenzenweger: Der Kampf um eine Hochschule für Linz. Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde 15. 48 Seiten, 6 Bildtafeln.



SCHRIFTTUM

Die Paura an der Traun*

Breiteste Kreise kennen die prächtige barocke Dreifaltigkeitskirche von Stadl Paura. Selten aber wird einer der vielen Besucher, die jährlich zu diesem Kunstjuwel den Weg finden, auch den hinter dem Pfarrhof liegenden Westausläufer des Kirchenhügels besuchen, der den Schauplatz der hier zu besprechenden Ausgrabungspublikation bildet. Für den Geländekundigen ist es offensichtlich, daß die heutige Oberflächengestalt des spornartigen Ausläufers von Menschenhand so gestaltet wurde. Weil man hier einen sogenannten Burgstall vermutete, regte E. Hainisch eine archäologische Untersuchung an und konnte für diese Arbeit E. Beninger aus Wien gewinnen. Das Grabungsergebnis bestätigte nicht nur die Vermutung, sondern übertraf die Erwartung weit. Der Hügel trug nämlich nicht nur eine heute schon völlig verschwundene Burg, „ein festes Haus“, als Besitz kleiner Adelige, sondern auch einen spätneolithischen bis frühbronzezeitlichen Wohnplatz. Bei den mittelalterlichen Bewohnern handelte es sich vermutlich um die vom Stift Lambach abhängigen „Ministerialen von Paura“. Nach den gefundenen Keramikresten ist ihre Baulage in das 12. Jahrhundert zu datieren. Vor der Errichtung dieses Gebäudes wurde die Humusdecke abgezogen und ein starker Kalkmörtel-Estrich, der an manchen Stellen bis zu 53 cm dick war, aufgetragen. Von dem darauf errichteten Gebäude ist nicht mehr als ein kümmerlicher Mauerrest übriggeblieben, denn die aufgelassenen Bauten wurden zu allen Zeiten als willkommenes Steinbruch für wertvolles Baumaterial genutzt. Es ist aber naheliegend, daß es sich nach mittelalterlicher Baugepflogenheit wenigstens zum Teil nur um eine Holzkonstruktion handelte, die mit Bruchsteinmauerwerk fundiert wurde.

Unter dieser mittelalterlichen Fundschicht wurde ein in 3 Schichten gegliederter urgeschichtlicher Siedlungshorizont gefunden. Auf dem diluvialen Schotter, aus dem sich der Paura-Hügel aufbaut, liegt eine 20 bis 35 Zentimeter starke Schicht von gelbem Basallehm, der durch nacheiszeitliche Oberflächenverwitterung entstanden ist und die ältesten Funde, die noch an das Vollneolithikum heranreichen, enthielt. Darauf liegt eine 40 Zentimeter dicke, dunkelgraue, teils schwarze Lehmsschicht, welche die Hauptmasse der Funde enthielt. Sie gehören der spätneolithischen Mondseekultur an. Über dieser mittleren Fundstrata liegt ein von Menschenhand gelegtes Steinpflaster aus 15 bis 20 Zentimeter großen Geröll-

steinen und darüber schließlich nochmals eine etwa 30 Zentimeter starke braune Lehmsschicht mit vorwiegend frühbronzezeitlichem Fundmaterial. In dieser letzten urgeschichtlichen Siedlungsepoche wurde außerdem die Paura befestigt, wie die bei den Grabungen geschnittenen Palisadengräben gezeigt haben. Das Bemerkenswerte und Großartige auf der Paura ist dieses Siedlungskontinuum vom Neolithikum bis zur frühen Bronzezeit mit einer vertikalen dreifachen Gliederung durch verschiedenfarbige Lehmlagen und besonders durch den vorher schon erwähnten Stein-Estrich. Da die hier beobachteten stratigraphischen Verhältnisse eine gute Grundlage für eine relative Chronologie des ausgehenden Neolithikums und der frühen Bronzezeit ergeben, ist die Paura nicht nur zum aufschlußreichsten Fundplatz Oberösterreichs geworden, sondern wird auch über die Grenzen unseres Landes hinaus Beachtung und Interesse finden.

Aufgabe einer Buchbesprechung ist es nicht, nur über den Inhalt zu referieren, sondern auch Kritik zu üben. Wir möchten daher in zwangloser Folge eine Reihe von Details besprechen, die nach unserer Meinung auch eine andere Interpretation zulassen würden.

Aus der Beobachtung, daß ein schweres Hufeisen mit 3 Stollen unmittelbar über dem Mörtel-Estrich des 12. Jahrhunderts gelegen ist, muß nicht unbedingt gefolgert werden, daß dieser Fund ebenfalls dem gleichen Jahrhundert angehört. Das Hufeisen kann auch in einem späteren Jahrhundert bei der Feldbestellung in Verlust geraten und in der über dem Estrich liegenden nur 20 bis 30 Zentimeter starken Humusschicht im Laufe der Zeit durch das eigene Körpergewicht und die Feldarbeit bis zum Mörtel-Estrich abgesunken sein. Das Hufeisen mit seinen gut ausgeprägten Stollen würde jedenfalls besser ins 19. Jahrhundert als ins Mittelalter passen. Der Autor nimmt diesen Hufeisenfund zum Anlaß, um auch den schon viel diskutierten Beginn des Hufbeschlages anzuschneiden, und kommt unter Berufung auf einige Autoren zu dem geläufigen Ergebnis, daß der Hufbeschlager kaum älter als mittelalterlich sein dürfte. Obwohl Carnat (1953) zu den angeblich römischen Hufeisenfunden früherer Jahrzehnte eine sehr negative Stellung einnimmt, werden auch heute immer noch Hufeisenfunde aus römischen Fundschichten veröffentlicht. Als einen für viele möchten wir den Fund von 5 „römischen Hufeisen“ vom mehrfach überlagerten römischen Straßkörper Trier-Bitburg erwähnen, für dessen Veröffentlichung (Trierer Zeitschr. 24/26, S. 601) E. Gose verantwortlich zeichnet, der als angesehener Archäologe gilt. Als Parallele zu dem von Beninger als beachtenswert zitierten Hufeisenfund aus dem karantanischen Grab des 9./10. Jahrhunderts möchte ich auf das bairische Grab Nr. 23 von Au bei Kleinmünchen verweisen, bei dessen Schädel (weiblich!) ein plattenförmiges Hufeisen (ein östlicher Typ, der besonders in Anatolien heute noch üblich ist) gefunden wurde. Trotz dieser

* Eduard Beninger: Die Paura an der Traun. Eine Landsiedlung der Pfahlbaukultur und ihre Verkehrslage in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Mit einem Beitrag von H. Jandaurek. Mit 1 Falttafel, 9 Tafeln und 32 Abbildungen. - Wels 1961. 190 Seiten, 4^o (Schriftenreihe der OÖ. Landesbanddirektion, Nr. 17).

Bemerkungen möchte sich aber der Rezensent mit Rücksicht auf die schwierige Problemlage der Hufeisenforschung keineswegs auf eine römische oder gar keltische Herkunft des Hufbeschlages festlegen. Dieses interessante Arbeitsgebiet erfordert noch viel Detailarbeit und vor allem eine unvoreingenommene Aufgeschlossenheit für die sich aus den Funden anbietenden Lösungsversuche.

Nicht weniger schwierig ist die Datierung der mittelalterlichen Schwarzhafnerkeramik. Unser Forschungsstand ist gerade bei dieser Fundgruppe noch so infantil, daß wir – so paradox es klingen mag – die mittelalterliche Keramik nicht annähernd so gut datieren können wie viele Keramikgattungen aus urgeschichtlicher oder gar römischer Zeit. Das von Beninger publizierte reiche Abbildungsmaterial nehmen wir daher dankbar als Baustein für die weitere Ausgestaltung dieses Forschungszweiges entgegen. Wie wenig zuverlässig reine Formalkriterien (zum Beispiel Mundsaume) für die Datierung sind, mag durch den Hinweis illustriert werden, daß die gleichen Mundsaumprofile, die Beninger aus der Fundschichte des 12. Jahrhunderts abgebildet hat, auch an eindeutig spätmittelalterlichen Gefäßen des Oö. Landesmuseums noch vorkommen. Wir möchten aber nicht verschweigen, daß sich Beninger bei seiner Datierung auf Vergleichsmaterial von seiner Ausgrabung in Steinbach bei St. Georgen (1960) stützen konnte, bei der gut datiertes Material aus dem 12. Jahrhundert geborgen wurde. Die zuverlässigste Grundlage bilden die münzdatierten Gefäße. Beninger hat sie schon einmal zusammenfassend publiziert, leider aber an völlig unzulänglicher Stelle, so daß die Arbeit in der vorliegenden Form vor allem wegen des Fehlens jeder Abbildung für die Praxis kaum verwendbar ist. Derzeit befindet sich eine gesamtösterreichische Zusammenfassung der mittelalterlichen münzdatierten Schwarzhafnerware in Vorbereitung, in der auch neues, von Beninger noch nicht verarbeitetes Material erfaßt wurde, und wir knüpfen daran die Erwartung, daß sie weitere Klärung bringen wird. Wie schwach unsere Kenntnisse (im Gegensatz zu anderen Ländern mit intensiver Forschung, zum Beispiel Deutschland, Holland, Tschechoslowakei) noch fundiert sind, geht aus Beningers eigenen Worten hervor, der von „einer noch dürftigen und wenig aussagefähigen Reihe der Münztöpfe“ und „vom bescheidenen Vorstellungsbild, das wir unserer Erfahrung nach von der Entwicklung der mittelalterlichen Keramik haben“, spricht.

Da es der Autor selbst als sehr auffällig empfindet, daß der Gußmörtel-Estrich, das darunter befindliche Lehmpaket und das Geröllsteinpflaster fast an derselben Stelle abbrechen und der Westausläufer des Sporns fast völlig fundleer ist, möchten wir an ihn die Frage richten, ob auch die Möglichkeit geprüft wurde, daß die auf dem Steinpflaster liegende Lehm-schichte, von der Beninger im Gegensatz zu den Pedologen und Glazialgeologen annimmt, daß sie vom Paurahügel entnommen und über dem Steinpflaster einplaniert wurde, vielleicht vom Westsporn stammen könnte. Damit würde uns nämlich auch das Auftreten von älteren Funden in dieser jüngsten Schichte völlig verständlich werden.

Der Abschnitt „Jaispitz und die Folgen“ ist in die Thematik des Buches nur sehr schwach eingebunden. Von einer Kritik des seinerzeit so geschätzten Jaispitzer Grabungsprofils ausgehend, bietet der Autor wohl einen Überblick über das Spätneolithikum Mitteleuropas, versucht aber nicht, einen Anschluß an die Paura zu finden. Bei diesem Abschnitt ist uns aber auch schwer verständlich, warum sich Beninger vorwiegend auf ältere Literatur stützt oder beispielsweise die ungarische Forschung weitgehend unberücksichtigt läßt. Gestützt auf Jaispitz, zeichnet der Verfasser mit geradezu mephistophelischem Sarkasmus von den Meinungsverschiedenheiten über das Neolithikum ein so buntes Bild, daß man den Eindruck gewinnt, die Gelehrten hätten hier überhaupt keine Einigung gefunden. Forschungsgeschichte ist nützlich, um unseren heutigen Standplatz besser verstehen zu können, und auch Kritik tut not, sollte aber nicht nur das Negative, sondern auch das Positive aufzeigen. Nach der Lektüre dieses Kapitels, welchem zu entnehmen ist, daß man sich nicht einmal über gemeinsame regionale oder chronologische Termini einigen konnte, gerät man in die Versuchung, am Ernst einer solchen Wissenschaft zu zweifeln.

Beninger verfolgt die Tendenz, das Jaispitzer Grabungsergebnis als mehr oder weniger unbrauchbar zu erweisen, weil nach der heutigen Forschungslage angenommen werden muß, daß in der Schichtenfolge Störungen stattgefunden haben. Die Erkenntnis, daß die seinerzeit aus dem Grabungsbefund abgeleiteten stratigraphischen Folgerungen einer gewissen Kritik und Zurückhaltung bedürfen, hat sich in Fachkreisen heute schon weitgehend durchgesetzt, wofür gerade ein Tscheche, O. Neustupný, vor zwei Jahren in seinem Aufsatz „Zur Chronologischen Verlässlichkeit der Siedlungsschichten und Siedlungsgruben“ (*Analecta archaeologica*) wieder eingetreten ist. Wir möchten aber nicht unerwähnt lassen, daß nicht nur die Jaispitz-Schichten, sondern nach Beningers eigenen Darlegungen auch die Paura Störungen aufgewiesen haben, denn auch hier wurden in allen drei Schichten älteres und jüngerer Material vergesellschaftet angetroffen. In solchen Fällen ist es Aufgabe der Kritik und Interpretation, das Fremde zu erkennen und auszuscheiden und aus dem verbliebenen Rest eine saubere Chronologie aufzustellen – statt das Kind gleich mit dem Bad auszugießen.

Obwohl bei Beninger die deskriptive Formanalyse einen sehr breiten Raum einnimmt, wird bei den Vergleichsanalysen mit den Nachbarräumen sehr Platz gespart. So begrüßenswert eine in die letzten Details ausformungen vordringende Gliederung des Fundstoffes sein mag, so sollten doch für die Bestimmung der kulturellen Zugehörigkeit eines Fundgutes der Stil als Ganzes und nicht einzelne Details ausschlaggebend sein. Wenn der Kunsthistoriker ein anonymes Bildwerk nur dann einem Meister oder einer Schule zuweisen dürfte, wenn er ein völlig gleiches Parallelstück nachweisen könnte, würde er nie zu einem positiven Ergebnis kommen, denn jedes Kunstwerk ist ein individuelles Erzeugnis, geschaffen aus dem Formenvorrat und Ideenreichtum des Künstlers oder der Schule und durch Zeit und Landschaft bestimmt. Auch handgeformte urgeschichtliche

Keramik liegt nicht auf einer Ebene mit der römischen Terra Sigillata. Man soll bei der Interpretation einer Scherbenmasse aber auch nie vergessen, daß wir die meisten ungeschichtlichen Form- und Kulturinventare nur fragmentarisch kennen und daher auch mit dem Auftauchen neuer Formen immer wieder rechnen müssen.

In diesem Sinne hätte es keiner so weitausholenden Erörterungen bedurft, um das ältere Material der Paura mit jenen Funden aus Oberösterreich gleichzusetzen, die wir bisher als dem Münchshöfener Typus zugehörig identifiziert haben. Obwohl Beninger diese Kultur überhaupt nicht erwähnt, sehen wir keinen Anlaß, von dieser Klassifizierung abzurücken, solange nicht durch eine gründliche Analyse des bayerischen und oberösterreichischen Materials dies widerlegt worden ist. Die Hauptmasse der mittleren Schichte entspricht, soweit dies nach den Abbildungen beurteilt werden kann, unserer Mondseekultur – auch wenn manche Kennzeichen der Mondseekultur auf der Paura nicht belegt sind und umgekehrt, manches vom Ornamentschatz der Paura in den Pfahlbauten bisher nicht bekannt geworden ist. Der ornamentale Reichtum unserer Pfahlbaukeramik ist aber auch noch nicht restlos bekannt. Gerade bei den Fundbergungen, die in den letzten Jahren am Mondsee stattgefunden haben, sind immer wieder neue Motive entdeckt worden. Es war aber auch zu erwarten, daß die Mondseekeramik des Hausruckkreises regionale Variationen aufweisen wird. In Anbetracht des Paura-Materials finden wir es heute besonders bedauerlich, daß uns das reiche Scherbenmaterial von Lindbruck nicht erhalten geblieben ist.

Die jüngere Schichte des Paura-Materials, die Beninger, wenn wir ihn richtig verstanden haben, der beginnenden Frühbronzezeit (Stufe A/1) zuweist, hätten wir, soweit dies nach den Abbildungen beurteilt werden kann, lieber der zweiten Hälfte der frühen Bronzezeit (Stufe A/2) zugewiesen. Wie Beninger selbst schreibt, deckt sich nach Autopsie sein Material mit dem von Aigering (St. Florian a. I.). Wir haben in einer früheren Arbeit nachweisen können, daß St. Florian a. I. mit den Funden aus der Ziegelei Reisetbauer (Linz) zeitgleich ist. In der letzteren Station wurde eine Kugelfopfnadel gefunden, was uns nicht zuletzt zur Datierung in die zweite Hälfte der frühen Bronzezeit bewegen hat. Für eine gleiche Datierung des Paura-Materials würde nach H. J. Hundt auch das Gefäßfragment mit der durch Doppelhalbkreise verzierten Schmuckleiste sprechen (I/H/2). Aber auch die Arbeiten Martin Hells zur frühen Bronzezeit Salzburgs dürften mehr für eine jüngere Datierung der Paura-Funde sprechen.

So wertvoll und zum Teil auch tiefstufend Beningers Ausführungen sein mögen, so verdienstvoll vor allem auch die Vorlage von guten Abbildungen mit so viel neuen Keramikornamenten für die weitere Forschung ist, sind wir doch der Meinung, daß trotz der Paura-Publikation noch viel Arbeit und vor allem auch die Gewinnung neuen Materials erforderlich sein wird, bis wir einmal wirklich Definitives über das ausgehende Neolithikum und die beginnende Bronzezeit in Oberösterreich wissen werden.

Wir mußten immer wieder darauf hinweisen, daß sich unsere Kritik auf die Abbildungen des Buches stützt. Wir empfinden es nämlich als einen großen Mangel, daß aus der Publikation nicht hervorgeht, wo sich das Originalmaterial befindet und der Rezensent dies auch in Wimsbach nicht in Erfahrung bringen konnte. In der Einleitung erwähnt zwar Beninger, daß der Hauptteil des Materials in das Heimatmuseum Bad-Wimsbach-Neydharting gelangen wird, doch ist das dort in 2 Vitrinen ausgestellte Scherbenensemble für eine richtige Beurteilung nicht ausreichend. Außerdem ist vom denkmalpflegerischen Standpunkt eine Zerreißung eines Fundkomplexes nicht sehr begrüßenswert und die Abgabe eines solchen Materials an ein Heimatmuseum sehr bedenklich, besonders wenn es erst entstehen soll. Ein Heimatmuseum ist keine Forschungsstätte und Scherben sind selten Ausstellungsobjekte. Wie die Erfahrung schon genugsam gezeigt hat, droht solchen Materialien sehr häufig die Gefahr, bei einem Kustodenwechsel oder bei Platzmangel ausgeschieden oder zumindest öfter so „umgeräumt“ zu werden, daß Vermischungen der Fundhorizonte die Folge sind. Genauso empfinden wir es als Mangel, daß Beninger die noch nicht inventarisierten Funde nicht wenigstens für die Publikation mit fortlaufenden Nummern bezeichnet hat. Bei einem so großen Fundmaterial wird es für jeden, der sich intensiver mit dieser Materie beschäftigen möchte, trotz der guten Abbildungen sehr schwer und zeitraubend sein, die unnummerierten Funde mit dem beschreibenden Katalog der Publikation zu identifizieren.

Das Buch ist drucktechnisch (wenn auch einige Druckfehler nicht beseitigt wurden!) und graphisch hervorragend ausgestattet und insgesamt ein sehr geschmackvolles Druckwerk, was vor allem der Druckerei und dem Herausgeber, der öb. Landesbaudirektion, zur besonderen Ehre gereicht.

Beim Bildteil vermissen wir eine Abbildung des Steinpfalters über der mittleren Schichte als Dokumentation des Ausgrabungsbefundes und einen Plan, aus dem auch die gelegten Suchgräben ersichtlich sind. Dies ist ein Erfordernis, dem heute bereits die meisten Grabungspublikationen entsprechen. Beninger schreibt selbst, daß es ihm nicht möglich war, das Gelände restlos zu untersuchen. Falls sich eine spätere Generation zu einer Nachgrabung entschließen sollte, was gerade bei einem so aufschlußreichen Fundplatz ohne weiteres möglich wäre, muß man doch als erste Voraussetzung jene Stellen kennen, die durch frühere Grabungen gestört sind.

Unzureichend sind die Literaturhinweise des Buches. Wie sollte der mit der Literatur weniger Vertraute den Weg zu den Quellen finden, wenn das Buch keine einzige Anmerkung enthält? Die 3 Abschnitten vorangestellten Literaturverzeichnisse sind unkomplett. Bei Literaturhinweisen wie „Pittioni 228“ (Seite 150!) wird es ohne Angabe des Erscheinungsjahres sogar für den Kundigsten sehr mühevoll sein, herauszufinden, auf welche von den hunderten Arbeiten Pittionis sich dieser Hinweis bezieht. Unzulänglich sind auch die Abbildungshinweise. Wie einfach könnte die Benützung des Werkes für den Leser sein, wenn der Abbildungsverweis beispielsweise „Abb.

18/6" statt γ . 2 T/6 lauten würde. Wenn man hunderte Male nach dem Schema „Pa I/2/3“ die dazugehörige Abbildung suchen soll und Beninger noch dazu dieses System erst in der Mitte des Buches erklärt, es aber schon vorher verwendet, wird das Studium des Buches dadurch erschwert. Zu kurz und unvollständig ist das Stichwortverzeichnis (der Beitrag Jandaureks wurde in dieses Register überhaupt nicht eingearbeitet!). Es scheinen beispielsweise nicht einmal Mondsee oder die Badener Kultur auf, obwohl diese Namen so oft vorkommen, und im Tierpark der Paura dürfte nach dem Register nur der Biber vertreten gewesen sein.

Weil wir uns gerade mit den technischen Unzulänglichkeiten beschäftigen, wollen wir auch noch gleich erwähnen, daß wir das Fehlen eines zusammenfassenden Schlußkapitels in der Form einer kurzen Inhaltsangabe sehr vermissen. Das Buch geht zweifellos in manchen Abschnitten sehr in die Breite und die Lektüre setzt in mehreren Kapiteln bedeutende Fachkenntnisse voraus, so daß es in seiner Gesamtheit nur für die zahlenmäßig sehr kleine Gruppe der Fachleute lesbar sein wird. Bei der Breite der heutigen literarischen Produktion wird es den wenigsten möglich sein, über jede Ausgrabung gleich ein Buch von 200 Seiten zu studieren. Ein das Wesentliche in halbwegs verständlicher Form zusammenfassender Schlußabschnitt würde daher sowohl für den Fachmann als auch für den interessierten Laien und Heimatforscher ein begrüßenswerter Behelf gewesen sein, um sich informieren zu können.

Der letzte Abschnitt interpretiert die Paura als Brennpunkt des Verkehrs. Nach einer Untersuchung der urgeschichtlichen Verkehrswege dieses Landschaftsbereiches versucht Beninger die Paura als Umschlagplatz für den hallstattischen Salzhandel zu erweisen. Der früher für die Schifffahrt unüberwindliche Traunfall hat es notwendig gemacht, das Salz zwischen Gmunden und Stadt-Paura auf dem Landwege zu transportieren. Diese historische Überlieferung hat Beninger erstmals im Jahre 1955 in seiner Publikation über die Abschnittsbefestigung am Waschenberg als Vorbild genommen, um die Errichtung einer befestigten urgeschichtlichen Siedlung begründen zu können. Damals mußten wir diese Deutung als zutreffend erachten, weil Beninger diese Befestigungsanlage ursprünglich als urnenfelderzeitlich und erst nachträglich als frühbronzezeitlich datiert hat. Wir glauben, daß die jungneolithische Paura kaum mit dem Salztransport in Verbindung gestanden haben kann, wie es Beninger Seite 165 klar ausspricht, denn für eine bergmännische Ausbeutung der hallstattischen Salzlager haben wir vorläufig weder aus dem Neolithikum noch aus der frühen Bronzezeit Anhaltspunkte. In der frühen Bronzezeit sollte sich nach Beninger die Paura auch als Umschlagplatz für das alpine Kupfer eingeschaltet haben. Wahrscheinlich hat sich aber auch dieser Kupferhandel in beschränkten Grenzen gehalten, denn sonst müßten wir doch – trotz der großen Wertschätzung dieses Materials – davon irgendwelche Spuren finden.

Zu diesem Abschnitt hat auch H. Jandaurek einen Beitrag über die Verkehrslage zwischen Traun und Alm und die Grabenstraßen beigelegt, der das Buch

abschließt. Im Prinzip ist dieses Kapitel ein sehr wertvoller und anregender Beitrag, weil er uns auf Geländedenkmäler, nämlich die sogenannten Grabenstraßen, aufmerksam macht, die der angesehene und hochverdiente Straßenforscher kartographisch aufgenommen und damit vor dem Vergessenwerden gerettet hat. Seine Meinung, daß es sich um Verkehrswege der mittelbronzezeitlichen Bevölkerung handeln müsse, erscheint uns aber unhaltbar. In einem so frühen Stadium der Naturalwirtschaft und bei der damals für die Hauptmasse der Verbrauchsgüter herrschenden wirtschaftlichen Autarkie haben Handel und Verkehr noch kein so großzügiges Straßensystem benötigt. Pferd und Wagen, die überhaupt erst Straßen erforderlich machen, sind verhältnismäßig späte Kulturelemente. Sie waren im bronzezeitlichen Verkehr unseres Landes noch nicht in so dichtem Einsatz, daß sie eigene Kunststraßen erfordert hätten. Wenn man unter Berücksichtigung des damaligen beschränkten technischen Entwicklungsstadiums die gewaltigen Erdbewegungen, die für die Grabenstraßen geleistet werden mußten, in eine Relation zum damaligen Straßenbedarf bringt, wird Jandaureks Meinung völlig unhaltbar. Wir haben wohl literarische Nachrichten, daß die Römer ein großartiges Straßensystem errichtet haben, aber keinerlei Hinweise, daß sie ein bereits besseres vorgefunden hätten.

Jandaurek kommt zu dieser Datierung, weil sich im Bereiche dieser Anlagen die großen bronzezeitlichen Fundplätze Oberösterreichs konzentrieren. Zunächst möchten wir feststellen, daß Jandaurek seine These auf einen zu großen Fundzeitraum stützt, denn er beruft sich sowohl auf Funde der frühen Bronzezeit als auch der Urnenfelderstufe B, welcher Zeitraum ein volles Jahrtausend umfaßt. Wenn Jandaurek die Grabenstraßen in eine Gesamtfundkarte des Landes eingetragen hätte, würde deutlicher zum Ausdruck gekommen sein, daß nicht nur bronzezeitliche, sondern auch andere Funde in gleicher Dichte hier liegen, weil wir uns eben in einem geographischen Raum befinden, in dem die großen Verkehrswege schon von der Natur vorgezeichnet sind. Die großen Verbindungsstraßen und die wichtigsten Bahn- und Schifffahrtswege liegen halbwegs in diesem Bereich. Es darf uns daher auch nicht wundern, wenn der bronzezeitliche Mensch wegen der naturgegebenen Verkehrsmöglichkeiten und der günstigen ökonomischen Grundlagen hier bevorzugt siedelte. Bei der Deutung der Fundverhältnisse sollte man aber auch das, was der Boden noch verbirgt, ins Kalkül ziehen. Der massive Schotterabbau in der Welser Heide hat so viel neues Material aufgedeckt, daß das Fundbild völlig verändert wurde. Wir sind der Meinung, daß es sich bei diesen Grabenstraßen frühestens um römische Verkehrswege handeln könnte. Da aber dies unhaltbar sein dürfte, müssen es jüngere nachrömische Anlagen sein. Jandaurek konnte die wertvollen Hinweise machen, daß sich in der Grabenstraße bei Lichtenegg mehrere frühbayerische Bestattungen gefunden hätten. Aus Jandaureks Publikation ist aber nicht ersichtlich, wie an diesem Platz die Tiefenrelation zwischen Oberfläche, Grabensohle und Grabniveau waren, denn es könnte ja auch möglich sein, daß die bayerischen Gräber bei der Anlage des Grabens schon vorhanden waren und

so tief lagen, daß sie bei der Anlage des Straßenkörpers nicht gestört wurden. Gerade in solchen Situationen sind genaue Profilaufnahmen und eine sorgfältige Abtastung aller Möglichkeiten notwendige Voraussetzungen für eine zuverlässige Interpretation. Mit Hinweisen auf naheliegende Fundplätze ist nach unserer Meinung eine verlässliche Datierung dieser Anlagen nicht zu erzielen. Ein klares Ergebnis ist nur von Grabungen zu erwarten. Nach dem klassischen stratigraphischen Prinzip muß die Straße jünger sein als alle Funde, die unter ihr liegen, und älter als alle jene, die über ihr gefunden werden.

Müssen es unbedingt Straßen sein? Entlang unserer Bahndämme kann man nicht selten an Strecken, die einen hohen Erdbau erforderlich machten, für den kein abbaufähiges Gelände zur Verfügung stand, tiefe Gräben finden, die durch Entnahme von Schüttmaterial entstanden sind. Scheidet die Möglichkeit, daß wenigstens manche Strecken dieser Grabenstraße aus ähnlichen Ursachen entstanden sind (zum Beispiel Materialgewinnung für Straßenbauten) aus? Deckt sich das Volumen der meist sehr bescheidenen Wälle beiderseits des Grabens mit dem Aushubmaterial? Nicht selten handelt es sich um Hangstufen,

die keine Wälle haben. In diesen Fällen müßte zumindest durch einen Schnitt geprüft werden, ob das abgegrabene Erdreich zur Verbreiterung der Stufe am Hang wieder aufgeschüttet wurde.

Nach all diesen Einwänden möchten wir nicht versäumen, festzustellen, daß der Anlaß unserer Kritik meist kleinere Schönheitsfehler oder Unklarheiten waren, die man in jedem Buch findet, wenn man sie sucht. Beningers Buch ist zweifellos eine der tief-schürfendsten Untersuchungen zur Urgeschichte Oberösterreichs, aber auch – wir hoffen damit bei niemand Anstoß zu erregen – die wertvollste Untersuchung zur Kenntnis des Neolithikums in Österreich seit Kriegsende. Der Fundplatz hat die aufgewendete Mühe und die verbrauchten Mittel gelohnt. Wenn auch durch diese Arbeit das bisherige Bild des behandelten Zeitraumes kaum eine Korrektur erfahren haben dürfte, so hat das Ergebnis doch dazu beigetragen, Vermutungen zu beweisen, unsere Kenntnisse zu festigen und zu verbreitern und Anregungen und Ansatzpunkte für weitere Forschungen zu geben. Darum wünschen wir dem Buch auch eine weite Verbreitung.

Dr. Josef Reitingner

Liebenau*

Eine Mühlviertler Gemeinde mit bemerkenswerter Geschichte

Der vor zehn Jahren erschienenen Geschichte von Liebenau von Anton Mitmannsgruber und Friedrich Hausmann (besprochen in den „ÖÖ. Heimatblättern“, Jahrgang 8, Seite 121–123) ist nun der mehr als doppelt so starke zweite und Abschlußband gefolgt, der die Geschichte der Höfe und Häuser dieser Gemeinde behandelt und damit in breiter Form die Grundlagen vorführt, auf denen die im ersten Band gebotene Darstellung der Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Liebenaus aufbaut. Für 480 Häuser der Gemeinde werden – nach Maßgabe der Quellen – in übersichtlicher Form folgende Angaben gebracht: Hausname (erstes Auftreten und Erklärung), Hausgeschichte (Erbauung, erste Nennung, Brände, Verödung, sonstige Ereignisse), Reihe der Besitzer von 1400 – nach dem Urbar von Unterweißenbach, der ältesten einschlägigen Quelle – bis 1960 (Beruf, Herkunft, Verwandtschaftsverhältnisse, Todesjahr), Hauswert, Grundbesitz (Veränderungen von 1640 bis 1841, An- und Verkauf, Flächenausmaß, Kulturflächenverteilung von 1750, 1787, 1826 und 1960, Ansaat und Ernte 1750), Viehstand, Abgaben und Leistungen.

Das Alter der einzelnen Häuser gibt für die Zeit vor 1400 einen allgemeinen, für die folgenden Jahrhunderte einen genaueren Überblick über das Wach-

tum der Besiedlung, deren Schwergewicht erst im 18./19. Jahrhundert liegt. Nur rund ein Siebtel des heutigen Häuserbestandes geht ins Mittelalter zurück und gehört somit der Hauptrodungszeit des einstigen Nordwaldes an. Den größten Häuserzuwachs brachte – im Zusammenhang mit der Vermehrung der schon im Mittelalter in Liebenau bestehenden Glaserzeugung durch den Bau neuer Glashütten – das 18. Jahrhundert; viele dieser Kleinhäuser sind allerdings mit der Einstellung der Hütten wieder abgekommen.

Die Herrschaftszugehörigkeit der Häuser läßt erkennen, daß durch das Gemeindegebiet von Liebenau eine alte Herrschafts- und Rodungsgrenze verläuft. Der Hauptteil der Gemeinde gehörte zur Herrschaft Ruttenstein, ihr Westrand jedoch zur Herrschaft Reichenstein, auf deren Gebiet vor 1400 das älteste Haus von Schöneben, der „Schönebenhof“, und die ältesten Häuser der Ortschaft Monegg erbaut wurden. Die Rodungs- und Herrschaftsgrenze zwischen Ruttenstein und Reichenstein bildete sich an der Weißen Aist und am Muckenbach aus, die seit dem 13. Jahrhundert auch die Grenze der beiden großen alten Landgerichte des unteren Mühlviertels, Riedmark (Freistadt) und Machland, waren; die Grenzlinie dieser beiden Landgerichte, die im Gemeindegebiet von Liebenau bis heute teilweise als Grenze der Gemeinden Liebenau und Weitersfelden, der Katastralgemeinden Liebenau und Windbagnmühl erhalten ist, verlief an der Aist, ab Hohensteg an der Waldaist bis zur Hammermühle unterhalb von Weitersfelden, dann an der Weißen Aist bis Monegg, weiter am Muckenbach und über den Bauernberg (östlich von Schöneben) zur Landesgrenze.

*) Anton Mitmannsgruber: Liebenau. Seine Höfe und Häuser. Quellen und Erläuterungen zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Familiengeschichte einer bäuerlichen Gemeinde des unteren Mühlviertels. Unter Mitarbeit von Friedrich Hausmann. 560 Seiten.